

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 262.

Dienstag, 9. November.

1915.

(10. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

Roman von Ebela Rüst.

[Nachdruck verboten.]

Gleich bei seiner Rückkehr sprach Herbert mit Dina über den Fall Barten und fand bei ihr nicht nur das richtige Verständnis, sondern eine gewisse freudige Neugier auf die außergewöhnliche Bekanntschaft mit einer Künstlerin.

Dann erzählte er viel von der Jagd, und zuletzt auch so nebenher von Frau Deubenerleiter, die jetzt die Waldschänke führe — natürlich als hätte er sie heute zum ersten Male gesehen — besonders aber von dem reizenden, schmurrigen, kleinen Putti, dem er ein Schaukelpferd habe verprechen müssen.

„Aber, liebster Herbert, gleich ein Schaukelpferd, einem ganz fremden Jungen? Das hättest du doch lieber dem reichen Trümpe überlassen sollen!“

„Trümpe! Was versteht der von Kindern! Ich sage dir, das Gesicht von diesem Bengel am nächsten Sonntag ist mir drei Schaukelpferde wert.“

„Am nächsten Sonntag?“

„Selbstverständlich jagen wir die nächsten sechs Wochen jeden Sonntag! Meinst du, man knust sich eine Jagdausübung, um mal vier Hühner zu schießen?“

Das leuchtete Dina ja ein, und in ihrem Stolze, daß ihr Mann sich keine Blöße gegeben hatte und wirklich eine Beute heimgesucht, versprach sie denn zuletzt bei Spielberg ein Schaukelpferd für den fremden Jungen auszuhuchen.

„Die Eltern waren hier, auch Papa mit Luch.“

„So! Das ist freilich nichts Aufregendes gewesen. Wie haben sie sich denn zu meinem Jagdvergnügen geküßt?“

„Dein Vater schwieg sich in seiner berechten Weise aus. Mutterchen glänzte über ihren Alleswoller und Alleskönnen von Sohn. — Papa meinte, wer schon so viel Zeit bei der Fidel verfäßt, könne wenigstens die Flinte in Ruhe lassen, und Luch spöttelte, du würdest dich doch hoffentlich gleich morgen in ganzer Figur photographieren lassen, damit Petri dich in den Schaukästen hängt und ganz Fünf-Hügelchen den schneidigsten seiner Anwälte auch als Nimrod bewundern könnte!“

„Recht so! Ich werde die Herrschaften schon in Bewegung erhalten! Diese Bunde!“

„Aber, Herbert!“

„Mutterchen ist natürlich davon ausgeschlossen — zwei von den Hühnern bringst du ihr morgen, sie soll sie auf mein Wohl verspeisen.“

Mutter Grümmi siedelt nun zum Januar wirklich nach hier über, es ist beschlossene Sache.“

„Na also, was will man mehr! Sie muß doch die Goldmine, die sie auszubaggern gedenkt, besser und andauernd übersehen können!“

„Luch meinte, sie könnte eigentlich am besten bei uns oben wohnen, da Professors nun ausziehen — die Wohnung wäre gerade ausreichend für sie, und Papa braucht dann doch nicht extra Miete zu zahlen.“

Herbert lachte unbändig.

„Und was hast du dazu gesagt?“

„Dass Frau von Grümmi bisher ja wohl auch selbst ihre Miete gezahlt habe, sie das ja auch tun könne, wenn sie nach Fünf-Hügelchen verzöge, wenn es durchaus wünschenswert wäre, sie hier am Ort zu haben. Und dass wir unser Haus jetzt leider für uns nötig haben, da es auch mein Wunsch sei, dass dein Bureau nach hier verlegt werden!“

„Gib mir einen Kuß, du bist bildungsfähig! Wie nahm man deine Erklärung auf?“

Luch war ganz sprachlos und verschränkte sich ins Grüne, wozu sie jetzt leicht neigt, Papa meinte etwas eingeschüchtert: man könne sich das ja noch bis Weihnachten überlegen, und Mutterchen platzte sehr energisch heraus: „Aber liebste Frau Luch, Ihre Mutter gehört denn doch eher in Ihr Haus als in das unserer Kinder — Ihre Villa ist ja geräumig genug!“

„Bravo! Ich kann mir denken! Tableau, und — Papa Lauter hielt genau vier Sekunden darauf Vortrag über . . . ?“

„Damwheizung! Die Villen vor dem Tor sollen alle damit beglückt werden, und wenn es sich ihm lässt ohne zu viel Umbauerei, reflektiert Papa für sich darauf.“

„Selbstverständlich! Die vor dem Tor dürfen doch vor dem Kommerzienrat Lauter nichts voraus haben! Was sonst noch?“

„Otto hat an Mutterchen geschrieben und angefragt, ob er wohl zu Weihnachten bei uns logieren könne. Wenn nicht, blieb er in Berlin, vorläufig verzichtete er noch auf intime Festlichkeiten im Hause seiner Frau Mutter und der jüngeren Linie Lauter. Er soll doch kommen, nicht wahr?“

„Gewiß soll er kommen! Schon weil die Frau Kommerzienrat sich darüber ärgern wird.“

„Ihr seid doch wirklich wie die kleinen Kinder, mit dieser ewigen gegenseitigen Argernis. Papa ist noch wie vor glücklich, und das ist die Hauptache. Seine einzige ernste Sorge ist vorläufig: nicht der alternde Mann in ihren und anderer Augen zu sein! Es ist so rührend, gerade an Papa, weil er so wenig gewohnt war, sich als Gefühlsmenschen zu zeigen. Und doch, wer weiß, heut oder morgen bereuen sie doch vielleicht alle beide . . .“

„Ach, Gott, das ist schließlich überall so . . .“

„Wie denn?“

„Dass es sich lockert!“

„Muß sich denn jede Ehe lockern?“

„Sie muß nicht, aber . . .“

„Sie tut es . . . ?!“

„Das ewige Gesetz des Ausgleichs! Es morsch alles, was da lebt, auch alles Totgegenständliche! Wir morschen auch einmal, liebes Kind — — einmal, sage ich! Bis dahin habe ich mich aus dem Staube gemacht! Zwischen geborstenen Mauern könnte ich nicht leben! Wo zu auch? Nur nicht rührselig werden, Kindchen! Wir führen im dicken Glück, was scheren uns gebotene

Wauern! Unser Gebäude ist jung und fest gefügt, das überdauert auch Stürme — wenn sie kommen!"

"Wenn sie kommen! O, Herbert, vor Stürmen fürchte ich mich nicht — es kann auch für uns nicht immer Feiertag bleiben, aber — — —"

"Nun kein Wenn und Aber! Wie sind wir denn nur auf den Unsinn gekommen?"

"Das ist kein Unsinn, Herbert."

"Doch, für uns zwei ist es Unsinn, jetzt mitten in glücklichster Sonntagnacht über Stürme zu philosophieren, die mal um unsere Villa pfeifen können — zwanzig Jahre später, wenn wir beide mit dem Kopfe wackeln."

"Dann wackeln wir noch nicht mit dem Kopfe."

"Ich würde es dir wenigstens nicht raten, du Kindskopf!"

"Ich bin kein Kindskopf!"

"Nein, du bist beinahe ein alter Dickhädel, aber ich bin dir doch gut — heut noch und morgen noch und vielleicht noch bis übers Jahr, wenn's der Herrgott gut mit uns meint! Nun bitte, ja — ich drehe jetzt das Gas aus — die Gastrechnung wird mir zu lang! Du weißt, wir müssen sparen, damit Mutter Grünau eine Beletage vor dem Tor beziehen kann!"

"Herbert, du bist . . ."

"Du bist mein ganz und gar affektiertes, händeluchendes, sich aber doch sehr gern küssenlassendes Weib, ja!"

Das war so Herberts Art seiner Frau gegenüber: jede ernsthaftere Kontroverse in Bärlichkeiten zu verhindern. Nicht, daß er ihr Gedanken und Pläne verheimlichte, aber sie erfuhr doch immer erst von allem, wenn er ihr Tatsachen berichten konnte und an diesen Tatsachen nichts mehr zu ändern war.

Er ließ ihr im Innern freie Hand und beanspruchte daselbst für sich im Außen, nur daß man sich über die getrennten Ressorts freundlichlich Mitteilung mache, um auf dem laufenden zu bleiben.

Das war das einzige, was Dina sich in ihrer Ehe anders gewünscht hätte, aber sie fand sich als kluge Frau auch darin und hütete sich, ihr sonst so heiteres Glück durch kleine Nörgeleien und erzieherische Versuche zu trüben. Es hatte jeder seine Eigenart, die mußte man gelten lassen; und bei so sehr viel Licht mußte doch etwas Schatten sein!

Gleich am Vormittag machte sie sich auf den Weg. Erst zu Frau Malvine mit den beiden Rebhühnern, und dann zu Spielberg, um ein Schauelpferd auszufinden, das sie noch zweimal umtauschen mußte, bis das schönste und teuerste endlich Gnade vor ihres Mannes Augen fand. Zuletzt machte sie Fräulein Gabriele von Varten einen Besuch, um sie sich ein- für allemal ins Haus zu laden. Die junge Künstlerin kam eben von der Probe, als Dina nach Hinterlassung ihrer Visitenkarte schon wieder auf der Treppe war. Siekehrte noch einmal mit Gabriele um, um die kleinen Nämme in Augenschein zu nehmen, die für den Winter ihr Heim sein sollten, und die zwar sauber aber doch sehr minderwertig ausgestattet waren.

Dina versprach ihr Möglichstes, der neuen Bekanntschaft ein herrhaftlicheres Quartier zu besorgen. Sie würde schon etwas finden, sie aus der Studentenherberge zu retten.

Auf dem Heimwege sprach sie noch bei der "Besson" vor. "Die Besson" war die Französin von Fünfhügelchen, die die Töchter der Honoratioren und Kleinbürgers nach besten Kräften parvieren lehrte, und zwar schon in der dritten Generation. Wer an der Besson die Anmut der Gallierinnen studierte, ging sicher nie nach Paris; aber sie war eine gute anhängliche Person, und niemand merkte ihr an, daß sie sich seit vierzig Jahren in Feindes Land bewegte. Sie trug Broschen, wo andere Damen Knöpfe trugen, so mannigfach wertlose und wertvolle wahllos durcheinander, und sagte von sich selbst: "Die Besson kleidet sich einfach aber

comme il faut!" Aus ihrem braunbronzenen Gesicht ragte eine lange, breitflügelige Nase, ein scharfer Mund zog sich von einem überlebensgroßen Ohr zum anderen und schwieg selten, und ein paar Auglein blitzen fröhligemut in die Runde. Und ein Deutsch sprach sie trotz der vierzig Jahre — ein Deutsch!

"O mais ma chère Dina — ich offe, du seist après Diner — bei uns aujourdhui nix zu eissel! Die Fisch sehr salze, die gateau sehr brannt — scheuhßlich, scheuhßlich, tout à fait scheuhßlich! Entrez — nimm Platz auf die Divan!"

Die Besson duszte das ganze weibliche Fünf-Hügelchen, und ihre gewesenen und derzeitigen Schülerinnen pflegten "Tante Mademoiselle" zu ihr zu sagen. Nur die ganz grauhaarigen, die schon Großmutter waren, sagten "liebe Besson".

"Was ist denn passiert, Tante Mademoiselle? Ich hätte so gern hier Station gemacht und bei dem gateau geholfen."

"Passiert ma chère, passiert nix. Die Person, die Louise, ist verliebt, sie weiß nicht, was sie macht — scheuhßlich! So eine alte dumme Person! Elle est folle, mehr ich nicht sage."

"Wer die Louise ist doch sonst ein wahres Fabelwesen! Es kann doch dem besten Koch passieren, daß ihm einmal etwas . . ."

"Ma chère Dina, eimmel! Mais die fünfte Mal in sechzehn Jahr . . . die fünfte Mal. Sie ist dann einfach verlobt! An die nächste Woch' sie wird komme, um mich zu sage: ich bin verlobt, ich eirat in quatre semaines — ich kündige iemit, Madame, suche Sie sich ein neue Servante! Und wenn ich gesunde ein neue Servante, sie wird komme und sage: Madame, ich bleib, ich eirat diesmal nicht, ich bleib! Que voulez-vous ma chère, c'est affreux von so ein dumme alte Person!"

Dina tröstete und lachte und sah, wie die "dumme alte Person" unbekümmert um das Zetergejchei ihrer Herrlichkeit auf der Diele an der offenen Tür die Drücker putzte und sich inzwischen aus ihrer aufgesteckten Schürze große Stücke von dem "vehrbrannten gateau" in den Mund schob — etwas Trinkbares schien auch in nicht weiter Ferne zu stehen.

(Fortsetzung folgt.)



Lesebrücke.



Das Glück ist der Narren Säugamme, das Unglück der Weisen rechte Mutter.

England, die „Gouvernante der Welt.“

Es ist noch nicht genügend darauf hingewiesen worden, daß das laute Geschrei über die angeblichen "Vorbarentaten" unserer Truppen in Belgien gar nicht in Belgien entstand, sondern seinen Ursprung in England nahm, und zwar in der Fleetstreet in London, wo große Druckmaschinen willig auf Zeitungspapier wiedergaben, was der sichere Instinkt der englischen Zeitungsherrscher dem Publikum zu servieren wünscht. Wo auch immer bisher ein Kriegsschrapplak war, erschienen die englischen Kriegsberichterstatter mit der Weisung, recht bald und recht ausführlich "Grausamkeiten" zu melden; denn ein solcher Rapport von Scheuhäßlichkeit gibt einmal der englischen Seele so schöne Gelegenheit, sich moralisch zu entrüsten, und zum anderen hilft es doch so angenehm die Lüsternheit gerade jener Kreise, die sich öffentlich mit Vorliebe darüber erregen. So war es auch in Belgien. Im vorigen Jahre flossen die englischen Zeitungen und vor allem die Zeitschriften, die ihre Berichte mit Bildern unterstützen konnten, von solchen Grausamkeiten über, die sich untereinander zwar nicht an Glaubwürdigkeit, aber an Aberrheit überboten.

Nur eine Erinnerung sei hier erlaubt. Ms Italien, heute der edle und tapfere Bundesgenosse Englands, heute als der einzige wahre Erbe klassischer Kultur gepriesen, sich

mit nicht sehr ruhmreichen Kämpfen in Tripolis abgeben mußte, erschienen auch da prompt die englischen Reporter, füge, mutige und gescheite Burschen, und fanden die befohlene Portion von Grausamkeiten, die der englische Zeitungsleser nun einmal auf dem Frühstücksische zu sehen wünscht.

So berichtet ein Herr T. Magee, der als Spezialkorrespondent des „Daily Mirror“ in Tripolis war, in der angehenden Londoner Monatsschrift „London Magazine“ vom Mai 1913 über seine Erlebnisse bei den italienischen Truppen, wobei er noch selbst aufgenommene Photographien als Wahrheitsbeweise widergibt.

„Meine Kollegen waren etwas eifersüchtig auf mich, weil es mir gelungen war, solche seltenen Aufnahmen der italienischen Grausamkeiten in Sicherheit zu bringen. Ich fuhr mit dem ersten Schiff und vermeidet so die Zensur, und meine Bilder, die sofort im „Daily Mirror“ erschienen, erregten großes Aufsehen. Mein Kollege T. Grant wurde wegen Enttäuschung weiterer Grausamkeiten weggeschickt. Diese Bilder riefen die laute Abneigung der italienischen Militärbehörden und die Unterstellung hervor, die Aufnahmen seien geschwindelt. Ich kann es dem Urteil der Beobachter überlassen, ob es z. B. möglich war, solche Haufen toter Araber zu schwärzen. In einem anderen Falle zeigt mein Bild tatsächlich, wie ein italienischer Soldat einem verwundeten Araber mit dem Gewehr den Rest gibt. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich auch die Eitelkeit der italienischen Soldaten in ihrer ganzen Pracht. Eine Abteilung hatte gerade drei mit den Händen zusammengebundene Araber erschossen. Ich ging vor, um eine Aufnahme von den daliegenden Arabern zu machen, als die Soldaten, meine Absicht erratend, vorstürzten und sich in einer Reihe hinter ihren Opfern aufstellten, wobei sie mich an eine Fußballmannschaft mit den Siegespreisen zu ihren Füßen erinnerten. Auch später hatte ich Gelegenheit, verschiedene Alte brutaler Roheit der Italiener gegen die arabischen Gefangenen zu erleben, z. B. das Erschießen in ganzen Trupps ohne irgendeine Untersuchung, und andere Taten von Barbarei, die in Berichten und Bildern in den Londoner Zeitschriften geschildert wurden.“

So berichtet Herr T. Magee von den Italienern, und zum Schluß sagt er, daß er seine Aufnahmen dem italienischen Militärsensor entzogen hat. „Kein censor“, erzählt T. Magee vom „Daily Mirror“, „würde solche Bilder erlauben, von Alten der Grausamkeit und Abscheulichkeit, wie sie sich in Tripolis während des Krieges ereigneten, verbrochen von blutlechzenden Truppen. Es waren Bilder der Barbarei, des unarmherzigen Hinschlachtens von Männern, Frauen und Kindern!“

Wie gesagt — dies ist kein englischer Schauerbericht aus Belgien, sondern aus dem letzten Kriege der Italiener, die heute in fetten Zeilen nur als „our gallant and noble allies“ von der gesamten englischen Presse gepriesen werden. Wir sind eben alle Sünder, und nur das englische Volk ist ein Segen für die Welt — wobei die Toten vom indischen Sepoy-Aufstand 1857 und auch die vom Burenkrieg freilich nicht mehr mitreden können.



Aus der Kriegszeit.

Archäologie im Felde. Der Krieg und ganz besonders der Stellungskampf, der die Erde aufwühlt, hat bereits eine große Anzahl archäologisch bedeutsamer Zufallsfunde zutage gefördert. Die Prähistorische Zeitschrift macht von Stein- und Sarghügeln Mitteilung, die bei Aufdeckung eines ehemaligen römischen Lagers der Umgebung von Aranci bei Laon entdeckt wurden. Weiter fand man merowingische Bruchstücke, die nach den bisherigen Untersuchungen in die Zeit des gallischen Krieges zurückzuweisen scheinen. Von weiteren archäologischen Funden weiß die Umschau zu berichten. So entdeckte man zwischen Lille und Arras in losem Kalksteingebiet merkwürdige Gänge, deren Entstehen anscheinend auf vorgeschichtliche Zeiten zurückzuführen ist. Im Osten von Soissons, bei Buch de Long, wurde ein altes Schlachtfeld aufgedeckt. Die Grube, deren Grund aus Kies bestand, war mit festigfliegten Rundhölzern umgeben. Die aufgefundenen Leichen trugen Arm- und Halstringe aus Bronze. Auch keramischer Schmuck wurde in diesem Graben aufgefunden. An Waffen

suchte man drei zugesetzte Endstücke eiserner Speere. Aus dieser Grube wurden 10 Totenschädel geborgen. Sie werden der gallischen Kulturrepoche des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr. zugeschrieben. Die archäologischen Ausgrabungen bei Buch de Long wurden mit aller wissenschaftlichen Sorgfalt unternommen und währten von Anfang Februar bis Mitte April. Verschiedene interessante Funde wurden auch bereits aus dem Osten gemeldet. So stieß man in der Nähe von Malaia auf römerzeitliche Friedhöfe. Dort fand man auch eine aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammende Münze der Gattin Hadrians, Sabina.

Die geringe Verwendung von Verbandsstoffen in der modernen Kriegschirurgie. Die Vorsicht, die ein Haushalter mit allen Stoffen, die nicht in der Heimat erzeugt werden, gebietet, empfiehlt auch die sparsame Verwendung von Verbandszeug in den Kriegslazaretten. Wenn auch von keinem Mangel die Rede sein kann, empfiehlt es sich, mit dem Vorhandenen möglichst haushälterisch umzugehen. Darum ist die Feststellung besonders bemerkenswert, daß der Krieg, der so viele alte Erfahrungen und Auseinandersetzungen verdrängt und durch neue Erkenntnisse ersetzt hat, auf dem Gebiete der chirurgischen Medizin den praktischen Nachweis erbracht, daß die Wundbehandlung durch eine möglichst geringe Verwendung von Verbandsstoffen in jeder Weise nur gewinnt. Die Gründe für diese im ersten Augenblick überraschende, aber praktisch unlesbare Tatsache entwidelt der Ord. Arzt der Chirurgischen Abteilung des Gefangenenzagretts Döberitz, Dr. Emil Engel, in einem „Neuere chirurgische Erfahrungen“ betitelten Aufsatz im nächsten Heft der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“: „Ist es bisher schon üblich gewesen, mit Verbandsstoffen haushälterisch umzugehen, so wird man jetzt sehen, daß man mit dieser Sparjamkeit dem Patienten den größten Dienst erweist und die Heilung seiner Wunden auf das Maximum beschleunigt. Von Baumwollstoffen wird Jodoformgaze benutzt, so weit es zur leichten Bedeckung von Wunden eben erforderlich ist. Mull fast nur als Mulltupfer, von denen wenige zur Wundbedeckung genügen, Watte fast gar nicht — bei einem Bestand von etwa 90 chirurgischen Patienten etwa 1 Kilogramm Verbandwatte pro Monat und weniger — Binden nur dann, wenn andere Fixierungsmittel nicht anwendbar sind, also auch sehr wenig. Als Erstzah für Watte, selbst bei Schienen- und Streckverbinden, dient Bellstoffpapier, zum Fixieren des Verbandmaterials Heftpflaster und, so weit es irgend möglich ist, die von der Militärverwaltung hergestellte Harzlösung, unter der eine große Anzahl kleinerer Wunden glänzend zur Abheilung gelangt.“ Während eiternde Wunden nach den früheren medizinischen Auseinandersetzungen täglich ein- bis zweimal frisch verbunden wurden, lehrt die neuere chirurgische Erfahrung, daß dies nicht nur unnötig, sondern sogar unter Umständen unvorteilhaft ist: „Die Wunden heilen schneller, wenn der Verband, selbst von eitriger Flüssigkeit durchtränkt, mindestens mehrere Tage liegen bleibt. Mit besonders gutem Erfolg wendet man seit längerer Zeit bei eiternden, jaugenden und übelriechenden Liefen- und Flächewunden ein Chlortorfpräparat an. Chlortorf ist außerordentlich hygroscopisch, das heißt, er nimmt bedeutend mehr Flüssigkeit in sich auf als andere Verbandmaterialien, er wirkt direkt antiseptisch, die Eiterung läuft in bedeutend kürzerer Zeit nach als unter dem gewöhnlichen Verband. Besonders wertvoll erscheint es mir, daß man mit Hilfe dieses Präparates außerordentlich sparsam mit Verbandsstoffen wirtschaften kann. Einiges Jodoformgaze oder ein Mulltupfer auf die Wunde, ein kleiner Beutel mit Chlortorf, den man sich auch durch zwei bis drei Mulltupfer herstellen kann, darauf, das Ganze mit Heftpflaster befestigt, eventuell kann auf den Chlortorf noch etwas Bellstoffpapier gelegt werden. Kommt es gelegentlich zu einer geringen Reizung der Wundränder, so wird zwischendurch trocken oder mit eisigerer Tonerde verbunden.“ Ist die Bedeutung der Verbandsstoffe zurückgegangen, so hat das früher meist nur im Notfalle oder als provisorisches Hilfsmittel beachtete Heftpflaster eine wichtige Rolle erhalten: „Es hat sich als außerordentlich nützlich erwiesen, nicht oder nicht mehr eiternde Wunden durch das die Verbandsstoffe fixierende Heftpflaster zusammenzuziehen, so daß die Wunde gleichsam in eine Narbe zu liegen kommt. Die Narbe wird dadurch bedeutend verkleinert und widerstandsfähiger, was ja bei allen Narben, besonders Bauchnarben, außerordentlich wertvoll ist.“

Gartenbau & Blumenpflege.

* Monatskalender.

Gemüsegarten: Mit Ausnahme des im Freien Aushaltenken, wird alles Gemüse jetzt in die Überwinterungsräume gebracht, — die abgeernteten Gemüsebeete werden umgestürzt, wenn nötig, auch gedüngt. — Ausfahren der Mistbeete auf Haufen. — Umarbeiten der Komposthaufen. — Obstgarten: Beginn des Ausputzens der Bäume. — Anlegen von Fanggürteln gegen den Frostnachtschmelzterling. — Verpflanzen und Anpflanzen junger Bäume. — Ziergarten: Legen der Blumenzwiebeln und Anpflanzen von Frühlingsblot. — Anlegen des Winterschutzes der Rosen und sonstiger nicht winterharter Gehölze. — Beginn des Beschneidens der Gehölze und Umgraben der Gehölfsflächen. — Fleißiges Rüsten aller Räumlichkeiten, in denen Pflanzen und Knospen aufbewahrt werden. H.

* Der Schnitt des Nadelholzes.

Wenn die Blätter zu fallen beginnen und die Pflanzewelt in den Winterschlaf eintritt, beginnt die Zeit, wo Säge, Schere und Messer im Garten zu Wort kommen. Dass das Laubholz einen regelmäßigen Schnitt verträgt, bzw. verlangt, ist im allgemeinen bekannt. Hinsichtlich des Nadelholzschnitts herrscht aber große Unkenntnis. Fast durchweg glaubt man, bei Nadelhölzern das Messer nicht oder nur selten anwenden zu können. In Wirklichkeit lassen aber viele Arten einen regelmäßigen Schnitt zu, und es entwideln sich die Bäume bei Anwendung desselben dann oft in ganz anderen Bahnen und Formen. Dies ist aber besonders für den kleinen Haugarten von großer Wichtigkeit. Der Schnitt verursacht ein Zurückbleiben in der Entwicklung, wir können auf kleinem Raum Sorten verwandeln, die, ungebändigt, uns bald zu groß werden, und das Bild des Gartens störend beeinflussen. Vielfach trägt aber der regelmäßige Schnitt auch dazu bei, dass sich manche Arten und Sorten erst mit Hilfe desselben zu schön gebauten Exemplaren entwickeln, während sie ohne denselben leicht kahl und unansehnlich bleiben.

Einen regelmäßigen Schnitt vertragen in erster Linie Thuja, Zypressen und Taxus, ferner Thujopsis- und viele Juniperus-Sorten. Sehr gut lässt sich der Schnitt anwenden bei vielen Fichtenarten (Picea), der Hemlocktanne (Tsuga) und der Beder (Cedrus). Weniger kommt ein Schnitt in Frage bei den Sorten der Edeltanne (Abies), der Kiefer und Lärche, doch können auch hier Unregelmäßigkeiten im Bau mit Hilfe des Messers beseitigt bzw. verbessert werden.

Thuja, Zypressen und Taxus vertragen, wie schon erwähnt, den Schnitt am besten. Viele Sorten derselben lassen sich mit Hilfe der Schere zu besonderen Formen ziehen, z. B. Kugel-, Pyramiden-, Säulen- und Hedgesform. Die gewöhnliche Eibe (Taxus baccata) ist neben dem Buchbaum mit am besten für solche Formen geeignet und wird deshalb auch vielfach zu mancherlei Spielereien — Tier- und Phantasiformen — benutzt. Die einfachen Formen werden aber für den meist teltonisch gegliederten Haugarten unentbehrlich sein und geben ihm erst eine gewisse Ordnung und Charakter. Bei vielen ohne Schnitt in die Höhe schiehenden Lebensbäumen und Zypressen beobachtet man ein frühes Kahlwerden von ihnen. Bei regelmäßigem Schnitt verzweigen sich die einzelnen Äste viel stärker, die Pflanze wird dicht und buschig. Die alten Meister im Gartenbau, die Holländer, haben dies auch früh erkannt, und ihre Kulturen verraten für unsere Begriffe eine übertriebene Anwendung des Messers.

Sind die Pflanzen einmal kahl, so pflegen sie am alten Holz nur selten nochmals auszuschlagen. Die einzige Ausnahme von allen Nadelhölzern bildet in dieser Beziehung die Eibe. Sie verträgt, wenn alt und innen kahl, eine starke Verjüngung ins alte Holz und treibt dort wieder frisch aus. Da sie auch sehr widerstandsfähig ist und ein außerordentlich hohes Alter erreicht, so bildet sie eines unserer wertvollsten Nadelhölzer für den Garten.

Auch die Fichte verträgt den jährlichen Schnitt gut. Als Beispiel führe ich die zahlreichen Fichtenhecken an Eisenbahn-

dämmen an. Weniger bekannt ist, dass man auch die Silbertanne scharf schneiden kann. Unregelmäßig geformte Pflanzen können auf diese Weise verbessert werden, sie lassen sich aber sogar mit Hilfe des jährlichen Schnitts zu regelmäßigen einfachen Formen ziehen, die mit ihrem vollständig dichten, igelartig lückenlosen Kleid einen prächtigen Anblick gewähren. Ähnliche Wirkungen habe ich mit der Sitka-Tanne (Pinus sitkaensis) erzielt und werden sich sicherlich auch mit den meisten Sorten erreichen lassen.

Die Hemlocktanne lässt ebenfalls eine gewisse Schnittbehandlung zu, doch wird sich dieselbe auf die Dauer nicht in kleine Formen zwängen lassen. Der Schnitt ermöglicht uns über die Anzucht dicht gebauter und schön geformter Einzelpflanzen. Das gleiche gilt von der Atlas-Beder (Cedrus atlantica), deren sparriger Wuchs durch den Schnitt gemildert werden kann.

Von den Kiefern kann man allenfalls die Zwergform (Pinus montana) einem regelmäßigen Schnitt unterwerfen. Infolge ihrer Anspruchslosigkeit eignet sich dieselbe zur Bekleidung trockener, heiher Böschungen und Hänge. Will man sie an solchen Stellen nicht hoch werden lassen, so schneidet man alljährlich scharf zurück, wodurch sie ebenfalls zu dichtem Austreiben veranlaßt wird.

Als beste Zeit für Ausführung des Schnitts ist das Frühjahr, Anfang März bis Mitte April, anzusehen. Heden und Formen verlangen im Juni eine zweite Schur. H.

* Dankbare Herbstblüher unter den Rosen

Die Rose pflegt im Hochsommer bei großer Hitze uns wenig vollkommen Blumen zu liefern. Erst mit Eintritt kühlerer Nächte, in Verbindung mit feucht-warmer Tagestemperatur, erhalten wir Rosen, die uns in bezug auf Duft, Form und Haltbarkeit befriedigen. Manche Sorten haben die Eigenschaft, selbst bei Eintritt der kühlen Herbststage bis Ende November gut entwickelte Knospen und Blumen zu liefern, die uns dann mehr Freude bereiten als die Fülle im Sommer.

Als dankbare Herbstblüher habe ich beobachtet Gruss an Lepli, Oberbürgermeister Dr. Troendlin, Frau Villa Rautenstrauch, Tharissier, Mad. Karoline Testout. Von den Polyantha-Rosen besonders Yessy. H.

* * *

Die künstliche Beleuchtung, ein Feind für das Wachsen und Gediehen der Zimmerpflanzen. Mit den kommenden Wintermonaten ist für den Blumenliebhaber manches Arbeit verknüpft, die er in der Sorge um das Gediehen seiner „Zimmerpflanze“ zu leisten hat. So ist in erster Linie das Überwintern ruhebedürftiger Pflanzen seine Hauptaufgabe, die er nicht versäumen darf, wenn er sich im kommenden Jahre von neuem daran freuen will. Mit dieser Vorsorge ist aber sein Wirken noch nicht beendet, denn die im Zimmer zurückgebliebenen Blumen harren auch seiner Pflege und Wartung. Die immer mehr abnehmenden Tage bedingen ein früheres Anzünden der Lampen. Durch das ständige Brennen wird der Zimmerluft, die schon durch das Heizen eine gewisse Trockenheit aufweist, der letzte Bestand an Feuchtigkeit noch vollends entzogen. Genau wie der Mensch nicht ständig der Luftfeuchtigkeit ausgesetzt sein kann, so gehen auch die Pflanzen daran allmählich zugrunde. Darum achtet man darauf, dass in die Osenöhre ständig ein Topf mit Wasser eingestellt wird, denn durch das Verdunsten desselben ist dem Übel abgeholfen. Von besonderem schädigendem Einfluss auf das Wachstum der Zimmerpflanzen sind aber die austreibenden Gase, die sich beim Brennen von Gas und Petroleum entwickeln. Sind es in der Harfsäfte doch die dem Licht entziehenden Schwefelgase, die das Schwarzwerden der Blattspitzen sowie das Absterben neuer Triebe verursachen und das Entfalten der Knospen verhindern. Darum behalte man nur widerstandsfähige Pflanzen im Zimmer und bringe die empfindlichen während der Nacht in einem Raum, der weniger benutzt, d. h. der nicht künstlich beleuchtet wird, unter. So halten sich Lorbeer- und Gummibäume, Oleander, Aufüben, Philodendron sowie Kakteen, diese aber auch nur bis zu ihrer Blütezeit, im Zimmer. Myrtle, Kamrie, Kalla, Glühnelinde, Orchidee, Rose, Rhododendron, wie auch sämtliche Zwiebelgewächse, verbanne man dagegen auf derartigen Räumen.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Original-Artikel ist nicht gestattet.